

Zeitschrift für Sprache
in der deutschen Schweiz

SCHWEIZERDEUTSCH

1/09

Englisch
als Amtssprache?

Mundart
im Kindergarten

Äs Ääli

Englisch als
Amtssprache?
«Lächerlich»

Vorschlag löst emotionale Debatte um
Bedeutung der Landessprachen aus

Inhalt

Sprachpolitik in den Schlagzeilen	1
Landes- und Amtssprachen in der mehrsprachigen Schweiz heute	2
Ruedi Schwarzenbach	
Gömer ga google!	5
Franz Hohler	
Erika Hössli, Äs Ääli	9
Lexikon der sterbenden Wörter	
Mundart im Kindergarten	12
Die Zürcher Lehrplaninitiative	
«Laien»-Verschriftlichung von Dialekten	15
Christiane Stieger	
Bärdütschi Schrybwys	17
Werner Marti	
Rubriken	
Herausgegriffen und besprochen	
Arnold Peter, Mundarten im Stammatal	11
Fred Kurer, St. Gallen und andere Liebschaften	21
Das Kreuzwörterrätsel	22
Briefkasten	23
Schon gehört?	23
Wortgeschichten	24

DAS WORT DES PRÄSIDENTEN

Sie halten das erste Heft in seiner neuen Erscheinungsform in der Hand. Mit ihm wird auch sonst ein Neuanfang zum Ausdruck gebracht.

Der Verein Schweizerdeutsch wurde einst gegründet mitten im Spannungsfeld zwischen Anpassung und Abgrenzung zum totalitären Deutschland. Heute können wir jene Bedrohung nur noch historisch nachempfinden. Obgleich unserer Mundart vor hundert Jahren der Untergang vorausgesagt wurde, ist sie nicht verschwunden, ebenso wenig hat sich eine alemannische Schriftsprache etabliert.

Dennoch ist es, wenn auch unter andern Vorzeichen, notwendig, dass wir uns für die Erhaltung der deutschschweizerischen Sprachlandschaft einsetzen. Weit hinten in der Türkei wird, für uns unverständlich, dem kurdischen Volk das Recht auf die eigene Sprache verwehrt. *Miir da chönd rede wie öis de schnabel gwachsen isch und verstönd öis underenand, aber s dunkt mi, mer schetzid s nöd grooß, das rächt. Offiziell git se si nöd emaal, öisi mundaart, i de vierspraachige schwiiz.* Die Gesunden achten der Gesundheit wenig.

Unsere Sprache ist ja nicht das Standarddeutsche, es ist aber auch nicht nur eine der Mundarten. Unsere Sprache ist das fruchtbare Nebeneinander von Mundart und Schriftsprache. Immer wieder gilt es, in diesem Spannungsfeld die richtige Balance zu finden. Wir brauchen uns nicht dem natürlichen Sprachwandel entgegenstemmen zu wollen. Aber unsere Aufgabe ist und bleibt es, das Bewusstsein für unsere Eigenart zu pflegen.

Alfred Vogel

SchweizerDeutsch beobachtet und hinterfragt das Sprachleben in der deutschen Schweiz. An Schlagzeilen hat es in letzter Zeit nicht gefehlt – wir greifen drei davon heraus.

Sprachpolitik in den Schlagzeilen

Englisch als Amtssprache? «Lächerlich» Vorschlag löst emotionale Debatte um Landessprachen aus

NZZ AM SONNTAG, 22. Februar 2009

«Die Schweiz soll Einwanderern beim Erlernen von Landessprachen helfen und vermehrt Übersetzungen anbieten. Das empfiehlt eine Nationalfonds-Studie. Laut den Autoren könnte Englisch gar zur Teil-Amtssprache aufgewertet werden.» Diese Meldung des Nachrichtendienstes swissinfo vom 17. Februar 2009 erregte Aufsehen. «Ein lächerlicher Vorschlag», lautete ein noch mildes Urteil. **SCHWEIZERDEUTSCH** stellt ihn auf den folgenden Seiten in den Zusammenhang der schweizerischen Sprachgesetzgebung.

Kindergärtler sollen auch Hochdeutsch sprechen Der Kantonsrat lehnt es ab, im Kindergarten wieder die Mundart zur Hauptsprache zu machen

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG, 29. April 2008

Mit fast 12 000 Unterschriften reichte Kantonsrat Thomas Ziegler im November 2008 seine Initiative «Ja zur Mundart im Kindergarten» ein. Sie verlangt, dass unsere Mundart, die Teil unserer Kultur sei, als dominierende Unterrichtssprache wenigstens im Kindergarten einen Platz im Bildungswesen behalte. [Seiten 12–14]

Die doofe Schweizerin Sabine Timoteo, Schauspielerin aus Bern, spielt im deutschen «Tatort» eine Polizistin mit krassem Schweizer Akzent – und löst einen Proteststurm aus.

NZZ AM SONNTAG, 5. April 2009

Mit diesem und weiteren Proteststürmen in der bewegten Diskussion über die Deutschen und das Deutsche in der Schweiz werden wir uns in der nächsten Nummer auseinandersetzen.

Landes- und Amtssprachen in der mehrsprachigen Schweiz heute

Zu einer Nationalfonds-Studie über den «Umgang mit den neuen Sprachminderheiten»

Von Ruedi Schwarzenbach

«Soll Englisch zur Teil-Amtssprache werden?»

Würde der Staat in gewissen Situationen mit der Bevölkerung vermehrt auf Englisch kommunizieren, käme dies den von der Wirtschaft begehrten hochqualifizierten Arbeitskräften entgegen, teilte der Schweizerische Nationalfonds (SNF) mit. Diese Menschen lebten zum Teil nur für eine begrenzte Zeit hier und seien kaum zum Erlernen einer Landessprache zu verpflichten. Die Einführung der Teil-Amtssprache Englisch würde zudem vollziehen, was bereits Realität sei: Das Englische habe nämlich auch in der Schweiz bereits grosse Teile der Arbeitswelt durchdrungen.»

swissinfo 17. Februar 2009

Die Studie der beiden Juristen Alberto Achermann und Jörg Künzli ist im Rahmen des Nationalen Forschungsprojekts 56 «Sprachenvielfalt und Sprachkompetenz in der Schweiz» entstanden. Sie stellt fest, dass «ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung der Schweiz und eine Vielzahl von Menschen, die sich nur vorübergehend hier aufhalten, keine oder schlechte Kenntnisse der am Wohnort gesprochenen Sprache oder der Amtssprache habe» und postuliert, dies «müsse Auswirkungen auf die staatliche Aufgabenerfüllung haben».

Damit meint die Studie Verpflichtungen und Sprachförderungsmaßnahmen im Zuge der Integration von Zuwanderern, aber auch Übersetzungsangebote im Zusammenhang mit den vielfältigen Dienstleistungen der öffentlichen Hand, vor allem im Gesundheitswesen oder in Verwaltungs- und Gerichtsverfahren.

Das von den Medien in die Schlagzeilen geholte Postulat, es sei zu prüfen, ob das Englische zu einer «Teil-Amtssprache» erklärt werden könne, erscheint freilich erst in den «Empfehlungen» des 16-seitigen Berichts, und zwar ohne nähere Begründung. Vielleicht greift es eine Forderung auf, die Felix Gutzwiller, damals Nationalrat, im Wahljahr 2007 in den Medien zur Diskussion stellte.

Realistischer ist sie deswegen nicht – mindestens wenn man sie aus der gebotenen Distanz und vor dem Hintergrund des schweizerischen Sprachenrechts und seiner Begriffe betrachtet. Nimmt man nämlich, angeregt durch die Studie von Achermann und Künzli, die Bundesverfassung und die aktuellen Gesetzestexte zur Hand, erkennt man bald, dass «Amtssprachen» in der Schweiz von Verfassung und Gesetz her so eng an die «Landessprachen» der viersprachigen Schweiz gebunden sind, dass sie nur bei einer Betrachtung auf Schlagzeilenniveau für eine Fremdsprache wie das Englische bemüht werden können. Auch wenn diese nicht nur die Forschungs- und Arbeitswelt der Schweiz «durchdringt», sondern uns darüber hinaus lieb und unentbehrlich ist, findet sie auch ohne Amtssprachenetikette ihren gebührenden Platz in der mehrsprachigen Schweiz.

Landessprachen und Amtssprachen

Zwei der Sprachenartikel der Bundesverfassung 1999 (Art. 4 und 70) sind der Viersprachigkeit des Bundesstaates verpflichtet. Sie haben zum Ziel, die sprachliche und kulturelle Vielfalt der Schweiz zu erhalten und die gegenseitige Verständigung unter den historisch vereinigten vier Sprachgemeinschaften zu fördern. Auf diese Weise sollen sie zum nationalen Zusammenhalt beitragen – im gegenseitigen Bewusstsein für die Andersartigkeit und den Reichtum der Sprachen und Kulturen des Landes.

«Amtssprachen» werden in diesen Artikeln nicht nur dem Bund, sondern auch den Kantonen zugeordnet, wobei sich die Verfassung nicht mit ihren kommunikativen Aufgaben, sondern mit ihren territorialen Bindungen und der Rücksicht auf die angestammten sprachlichen Minderheiten befasst.

Auf die «neuen Sprachminderheiten», die von Achermann und Künzli den «angestammten sprachlichen Minderheiten» gegenübergestellt werden, nehmen diese beiden Verfassungsartikel keine Rücksicht. Die Förderung der Verständigung und der Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften bleiben in den Artikeln 4 und 70 BV auf die angestammten Sprachen beschränkt. Unter diesem von der Verfassung gesetzten Rahmen ist es mässig, einer Sprache wie dem Englischen den Status einer schweizerischen Amtssprache zuordnen zu wollen, auch wenn es nur eine «Teil-Amtssprache» sein soll.

Den Rahmen für die Mehrsprachigkeit über die Landessprachen hinaus und damit für die Anerkennung des Englischen setzt Artikel 18 der Verfassung: «Die Sprachenfreiheit ist gewährleistet.» Er ist so knapp wie bedeutsam, und er gehört in die Schlagzeilen, wenn man die sprachpolitischen Grundlagen der Schweiz diskutiert.

Mehrsprachigkeit im Rahmen der Gesetze

Welche Bedeutung neue sprachliche Minderheiten in unserer mehrsprachigen Gesellschaft heute haben, zeigen statistische Daten eindrücklich. Die in der Schweiz nach Deutsch, Französisch

Bundesverfassung 1999

Art. 4 Landessprachen

Die Landessprachen sind Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch.

Art. 18 Sprachenfreiheit

Die Sprachenfreiheit ist gewährleistet.

Art. 70 Sprachen

1 Die Amtssprachen des Bundes sind Deutsch, Französisch und Italienisch. Im Verkehr mit Personen rätoromanischer Sprache ist auch das Rätoromanische Amtssprache des Bundes.

2 Die Kantone bestimmen ihre Amtssprachen. Um das Einvernehmen zwischen den Sprachgemeinschaften zu wahren, achten sie auf die herkömmliche sprachliche Zusammensetzung der Gebiete und nehmen Rücksicht auf die angestammten sprachlichen Minderheiten.

3 Bund und Kantone fördern die Verständigung und den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften.

4 Der Bund unterstützt die mehrsprachigen Kantone bei der Erfüllung ihrer besonderen Aufgaben.

5 Der Bund unterstützt Massnahmen der Kantone Graubünden und Tessin zur Erhaltung und Förderung der rätoromanischen und der italienischen Sprache.

Im Rahmen ihrer Zuständigkeit fördern die Bundesbehörden die individuelle Mehrsprachigkeit der Lernenden und Lehrenden

Sprachengesetz 2007

Art. 6 Wahl der Sprache

Absatz 5

Im Verkehr mit Personen, die keine Amtssprache beherrschen, verwenden die Bundesbehörden nach Möglichkeit eine Sprache, welche diese Personen verstehen.

Art. 7 Verständlichkeit

Absatz 1

Die Bundesbehörden bemühen sich um eine sachgerechte, klare und bürgerfreundliche Sprache und achten auf geschlechtergerechte Formulierungen.

Art. 10 Veröffentlichungen

Absatz 1

Erlasse des Bundes und andere Texte, die [...] amtlich zu veröffentlichen sind, werden in Deutsch, Französisch und Italienisch veröffentlicht, soweit das Gesetz nichts anderes vorsieht.

Art. 15 Unterricht

Absatz 2

[Bund und Kantone] fördern im Rahmen ihrer Zuständigkeit die Mehrsprachigkeit der Lernenden und Lehrenden.

und Italienisch am häufigsten gesprochenen Muttersprachen sind Serbisch/Kroatisch, Albanisch, Portugiesisch und Spanisch.

Wie die Schweiz sprachpolitisch auf die «neuen Sprachminderheiten» bisher reagiert hat, zeigen Achermann und Künzli einerseits an den Bestimmungen der Niederlassungs- und Einbürgerungsverfahren, andererseits an den Regelungen des Sprachengesetzes (Bundesgesetz über die Landessprachen und die Verständigung zwischen den Sprachgemeinschaften von 2007).

Auch wenn das neue Sprachengesetz wie die Verfassung primär auf die Landessprachen ausgerichtet bleibt, schafft es doch schon wesentliche Voraussetzungen für eine Verständigung in der Situation der heutigen Mehrsprachigkeit (Art. 6). Insbesondere verlangt es von den Bundesbehörden im Verkehr mit Personen, die keine Amtssprache beherrschen, «nach Möglichkeit die Kommunikation in einer Sprache, welche diese Personen verstehen». Auf sprachliches Entgegenkommen dürfen dabei nicht nur jene zählen, die von einer Amtssprache kein Wort verstehen, sondern auch die vielen, die sie nicht hinreichend «beherrschen». Darauf bezieht sich die Nationalfonds-Studie, wenn sie darauf hinweist, dass «gewisse Gruppen von fremdsprachigen Ausländerinnen und Ausländern (z.B. ältere Personen, Lernungewohnte) hohe Standards gar nicht erreichen können» und deshalb für alle Stufen «flexible Kriterien» anzuwenden seien.

Von hoher sprachpolitischer Bedeutung ist auch die Forderung unter dem Stichwort Unterricht in Art. 15, die Mehrsprachigkeit der Lernenden und Lehrenden zu fördern und damit Entscheidendes zum Zusammenleben in einer mehrsprachigen Gesellschaft beizutragen.

Sprachpolitisches Gewicht hat auch Art. 7 des Sprachengesetzes, der von den Bundesbehörden eine «sachgerechte, klare und bürgerfreundliche Sprache» verlangt. Mit dem Titel «Verständlichkeit» als Voraussetzung des gegenseitigen Verstehens ist gleichsam der Kern eines Gesetzes getroffen, das den staatlichen Umgang mit Sprache regeln soll.

Somit erweist sich, dass die heutigen Regelungen für den Umgang mit den sprachlichen Minderheiten zeitgemäss und ausreichend sind und der Ruf nach einer neuen Amtssprache völlig verfehlt ist. ■

Gömer ga guugle!

Von Franz Hohler

Wenn ich mit der S-Bahn vom Hauptbahnhof Zürich nach Oerlikon fahre und zum Wipkinger Tunnel herauskomme, lese ich auf der linken Seite die Aufschriften «Swiss Prime Site» und «Branding House» und auf der rechten «Swissôtel». Wende ich mich nach dem Aussteigen nach links, komme ich am «Cityport» und an «PricewaterhouseCoopers» vorbei zum «Hongkong Food Paradise» oder zu meinem Quartierlädeli, dem «Shopping Center Eleven», und dann weiss ich: Jetzt bin ich zu Hause.

Abkürzungsträger

Wir wohnen in Häusern, an Strassen, in Städten, in Ländern, aber wir wohnen auch in der Sprache. In welcher? Die Jungen, so wird beklagt, wollen nur noch in einer englisch ausgestatteten Sprache wohnen, möbliert mit Chillen, Fooden, DJ, Hey Man, Chicks und Shit.

Zwar bauen wir ihnen eine Welt, die so sehr angelifiziert ist, dass künftige Archäologen aus den Sprachresten wohl schliessen müssten, die Schweiz sei eine amerikanische Kolonie gewesen, aber wir wundern uns, dass sie in dieser Welt nicht löije und schnöisle, sondern chillen und fooden. Die Jungen mit Berufschancen müssen wählen, ob sie ins Asset Management oder ins Facility Management einsteigen wollen, ob sie sich zum Junior Investment Officer oder zum Group Controller ausbilden sollen. Die Köpfe der Betriebe tragen so oder so keine erkennbaren Namen mehr wie Direktor oder Personalchef, die eigentlichen Verantwortungsträger erkennt man daran, dass sie auch Abkürzungsträger sind wie CEO oder HR. Prüfen Sie sich doch schnell, ob Sie wirklich wissen, wofür die Buchstaben dieser Abkürzungen stehen. Oder die wohl verbreitetste Tonquelle von heute, das MP3, über dessen Kopfhörer wir uns Rock- oder Symphonie-Infusionen verpassen können, was heisst das schon wieder?

Ob uns die globalisierte Sprache auch globaltauglicher macht? Die 40 Milliarden der UBS gingen vor allem auf dem amerikanischen Markt verloren, also in der sprachlichen Heimat von Asset, Facility und Investment. Haben unseren Managern ihre englischen Berufsbezeichnungen auf irgendeine Weise genützt? Beim Controllen ihrer Group? No comment.

Franz Hohlers Heimweg ins Quartier führt mitten durch unsere mehrsprachige Welt und ihre Wörter. Wir danken ihm und der NZZ am Sonntag für die freundliche Erlaubnis zum Nachdruck dieses engagierten Beitrags. Er ist zugleich ein Beispiel für die Aufmerksamkeit und Gründlichkeit, mit der in den Medien heute über Sprachfragen reflektiert wird.

Unser Alltag ist voll von Wendungen aus anderen Sprachen. Wo die Mundart sie aufnimmt, gewinnt sie Bildkraft und Zwischentöne dazu

Sprache integriert

Die Befürchtung, das Schweizerdeutsche sei zum Untergang verurteilt, die heute oft zu hören ist, taucht nicht zum ersten Mal auf. 1862 forderte der Germanist Friedrich Staub dazu auf, die Dialekte festzuhalten, solange es sie noch gebe. «Auf keinem Boden», schrieb er, «schleicht das Verderbniß so heimlich und darum so sicher wie auf dem unserer Mundarten», und als einen der Hauptgründe für die «gleichmachenden und verschleifenden Züge der Zeit» sah er den «Eisenbahntaumel», die aufkommende Mobilität also. Aus diesem Aufruf ging das Schweizerische Idiotikon hervor, das Standardwörterbuch der schweizerdeutschen Dialekte, das heute noch fortgeführt wird.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts gab es Sprachforscher, die befürchteten, in Städten wie Zürich und Basel werde bald nur noch Hochdeutsch gesprochen. Das traf zu einem Teil sogar zu, wenigstens für die gebildeten Schichten. Doch seit je ist zu beobachten, wie unsere Sprache eine Leistung vollbringt, zu der die Politik so oft nicht fähig ist: Sie integriert, sie bürgert ein.

Es gibt kaum ein heimeliges berndeutsches Wort als «tschou». Das ist aber irgendetwas aus Italien eingewandert, als «ciao», während sich aus Frankreich der Coiffeur bei uns niederliess und die englischen Bergsteiger im 19. Jahrhundert für ihre Picknicks das Sandwich mitbrachten. Mani Matter hat es mit seiner Frage «Was isch es Sändwitsch ooni Fleisch?» endgültig eingebürgert.

Unsere Dialekte werden auch der englischen Sprachflut von heute gewachsen sein. Schreiben Sie statt «chillen» «tschille», und Sie haben ein lustiges einheimisches Wort, dem Sie seine Herkunft nicht mehr anmerken. Wer immer das Internet benutzt, hat schon «Google» benutzt. «Guugle» gehört vom Klang her geradezu zum Urwortschatz, zwischen chrugle, guuge und juble; «mailen» und «stylen» werden mühelos zu gmeilet und gstäilet. «Shoppen» fällt klanglich sogar zusammen mit schoppen, das klein oder gross geschrieben mit verschiedenen Bedeutungen schon existiert und leicht noch eine Drittbesetzung erträgt.

Wer hätte 1948 bei ihrer Einführung gedacht, dass die Ahafau einmal diesen wortähnlichen Unterton bekommen würde, und kaum erscheint ein Phänomen wie die SMS auf der Bühne des technischen Alltags (wissen Sie, wofür die Buchstaben stehen?) höre ich, dass öpper gsemmesslet het, oder noch schöner, gsimset, was schon fast ans Fensterlen erinnert, oder mindestens an ein leises Vogelgezwitscher, und was zweifellos ein echtes Mundartwort ist. Die Sprache stirbt nicht am Fremden, sondern sie stirbt, wenn sie das Fremde fernhält, statt es aufzunehmen. Eine Sprache lebt nur, wenn sie sich verändert und entwickelt, sie ist zur Flexibilität geradezu verurteilt.



«Go, Hene, go!» von Endo Anaconda ist nicht ein versautes Stück Sprache, sondern ein starkes Stück Mundart von heute. Wenn Kuno Lauener von Züri West «I finge d Schpinne okay» singt, ist das nicht mehr dasselbe wie «Nei, lueget doch das Spinnli a, wie's zarti Fäde zwirne cha!», wie Johann Peter Hebel vor zweihundert Jahren dichtete, aber seltsamerweise rühren mich beide Bilder der Spinne, das vergangene wie das heutige, und niemand weiss, wie uralt einem in hundert Jahren das heutige Spinnebild vorkommen wird.

Hebel hat seinen «Alemannischen Gedichten» den Untertitel hinzugefügt: «Für Freunde ländlicher Natur und Sitten», der Mundartdichter Josef Reinhart hat seine erste Gedichtsammlung von 1898 «Liedli ab em Land» genannt, es stehen Verse darin wie «Mir Lütli ufem Bärg deheim, hei nüt als Milch und Zieger.» «Bluetbadbullschittlärloufmagerquark» singt Büne Huber mit Patent Ochsner. Die heutige Mundart ist urban, und ihre Dichter sind es grösstenteils auch. Der Reichtum der neueren Dialektliteratur ist frappant, er ist ungleich grösser als noch vor fünfzig Jahren und erscheint in Lyrik, Erzählung, Drama, Musical, Chanson, Kabarett, Satire, Performance, Song, Rock, Rap und Slam, oder Räpp und Släm.

Neben dieser Aufwärtsbewegung gibt es aber auch eine Abwärtsbewegung in eine Rudimentärsprache der Interjektionen, Infinitive und grammatikalischen Schadenposten, mit der sich etwa die Immigranten herumschlagen, und ihr Kampf um die Sprache ist das Abbild ihres Kampfes um die Existenz. So ernst dieser ist, so komisch wirkt seine sprachliche Seite auf uns.

Ein Taxifahrer, der mich fragen wollte, ob ich die Hausnummer des Gebäudes nicht kenne, zu dem er mich fahren sollte, tat dies mit dem Satz: «Isch der Nummer waiss i nit?» Ich habe ihn verstanden. «Nei, waiss i nit der Nummer», habe ich geantwortet. Wir alle kennen die legasthenischen Aushangtafeln von Restaurants. Lichtjahre von der neuen wie der alten Rechtschreibung entfernt, versuchen sie uns zu Köstlichkeiten wie «Pizza Margerith» oder «Pouletgeschnetz» mit «kleine gemiste salad» zu verführen. Ärger über Zerfall und Verluderung oder Rührung über die offensichtliche Anstrengung, in unseren Normen anzukommen?

Der Dialekt jedoch wird länger leben als alle, welche ihn aus der Pädagogik verbannen wollen


Solche Sprachformen können ohne weiteres zur Mode werden, wie der gutturale Balkanslang, «isch im Fall voll krass, Mann», der gern auch von Jugendlichen gesprochen wird, die sich ebenso in der «Normalsprache» ausdrücken könnten. Vielleicht ist unsere Dialektkultur ein Angsttrieb gegen das Absterben unseres Stammes, eine Trotzreaktion auf die Multikulturalisierung unserer Dorfplätze, ein Hilferuf auf der Suche nach Herkunft und Zukunft.

Sicher ist sie ein Lebenszeichen. Wieso werten wir die Mundart so gering, dass sie nun schon im Kindergarten abgeschafft werden soll? Welche Instanz möchten wir da mit einem autonomen Nachvollzug besänftigen? Und unsere Lieder? Hat s Vreneli ab em Guggisbärg gegen Molly Malone verloren? Sie hätten beide in unsern Schulzimmern Platz, genau so wie das Hochdeutsche und das Schweizerdeutsche. «So viele Sprachen man spricht, so viele Herzen hat man», hat Herder gesagt, der Sprachphilosoph und Volksliedersammler. Der bejammerten Verrohung der Jugendsprache wird jedenfalls durch ein Downgrading des Dialekts nichts entgegengesetzt. Der Dialekt jedoch wird länger leben als alle, welche ihn aus der Pädagogik verbannen wollen.

Schon längst ist zum Eisenbahntaumel der Autobahntaumel gekommen, und wir fahren in einer Stunde von Bern nach Zürich und umgekehrt, aber Friedrich Staub würde sich wundern, wenn ich ihm erzählen könnte, dass ich heute, 146 Jahre nach seinem Aufruf, immer noch jedem Secondo anhöre, ob er in Zürich, Bern, Basel, Chur oder St. Gallen aufgewachsen ist.

Unsere Sprachklänge haben einen Überlebenswillen, der sich wohl aus einer Naturkraft nähren muss, einer Kraft, die ähnlich wie der Frühling immer wieder kommt, und diese Kraft will ein Programm verwirklichen, das für jede Form des Lebens unabdingbar ist: Vielfalt.

Vielleicht ist es Zeit für einen Aufruf zur Gründung eines neuen schweizerdeutschen Wörterbuchs. Dieses Wörterbuch verstaubt dann nicht einfach in unseren Bibliotheken und linguistischen Seminarien, sondern dieses Wörterbuch, in dem «Tschicks» und «tschille» neben «Tschumpeli» und «Tschütteler», «snöbe» und «sörfe» neben «sädere» und «Sibesiech» und «Gitzi» und «Geissepeter» zwischen «gämble» und «google» steht, das sind Sie und ich und unsere Kinder und Enkelkinder. Go, Hene, go!

Tschou zäme. 

Ich wollte die sterbenden Wörter unbedingt nochmals zu Wort kommen lassen und dem, was sie in uns auslösen können, Raum geben

Erika Hössli

Äs Ääli

Ein wundersames Buch, dieses «Lexikon der sterbenden Wörter» aus dem Rheinwald. Unverwechselbar sind allein schon die Einträge, wie man sie in einem Lexikon erwartet, mit der Nennung der Formen, Wendungen und Bedeutungen eines Worts, beispielsweise des Titelworts «Ääli».

Ds Ääli, d Ääli; äs Ääli gä, äs Ääli kriegä Liebkosung, Streichel-einheit, Streichelstrich, eine Streichelung, zärtliche Berührung; zart über die Wange streichen. Ich irre durch meinen Wörterspeicher, nichts wirklich Gutes, ich suche in staubigen Ecken, aus denen mir der modrige Duft von Abgestandenem entgegenschlägt, ziehe hier und dort eine Schublade heraus, nichts – nichts, was dem Wort Ääli auch nur das Wasser reichen könnte. Gewohnt, meinen Speicher- und Abruffähigkeiten nicht blindlings zu vertrauen, frage ich Freunde und Freundinnen, des Wortes Kundige und passionierte Leserinnen – auch nichts. Das gesuchte hochdeutsche Wort bleibt unauffindbar – oder es gibt es gar nicht.

Es ist so viel mehr als ein Lexikon, dieses Buch. Es gibt sich nicht zufrieden damit, die Wörter zu erklären, sondern es will vor allem dem Raum geben, was sie in uns auslösen. «Das Ääli ist eine Mitteilung, die nicht mit Worten gemacht werden kann. Ääli kann man nicht lehren, nicht messen, nicht «machen» – man kann sie nur geben – gratis, umsonst eben und ohne Absicht.»

Erika Hössli schreibt von den Wörtern, weil sie erfahren und erlebt hat, dass die Sprache mehr weiss als wir selbst. Und sie hat die wunderbare Gabe, auf ihre Sprache zu hören und durch sie hindurch zu schauen: «Wahrhaftig – eine überwältigende Flut an Bildern von Gegenden, Orten und Menschen, Gerüchen und Gefühlen tauchte auf.» Und darum gibt sie sich mit den Lexikon-Worterklärungen allein nicht zufrieden, sondern geht diesen Bildern, Orten, Gegenden, Menschen, Gerüchen und Gefühlen nach, schildert und erzählt, oft zuerst von sich und ihren Erfahrungen, so auch zu Beginn des Artikels über das «Ääli»:

Ääli	psatzts
Brööschemli	raawä
chnupä	Redig
Daarä	Rungg
Eenekli	Schgaffä
Faschtäni	schrootä
Ggüü	schtüff
Hintäbeeri	schwürrlä
ipsäät	siigä
Jäscht	Tillekli
Kunträäri	Traani
Liilachä	Tscheerä
Mäscher	uusanterä
Nägger	Vee
oosä	weschä?
Parisool	Ziimä

Erika Hössli, Äs Ääli. Lexikon der sterbenden Wörter. Vorwort von Samuel Zinsli. Verlag Walsertvereinigung Graubünden. 220 Seiten, 17 Abbildungen, Fr. 29.50. ISBN 978-3-909210-01-5

*Ich chummä
allpott us äm Wunder
und doch niä ganz
Gott sei Dank*



Wie viel kann doch in Wörtern stecken, was sich mit andern Wörtern nicht so richtig sagen lässt. Da helfen Kinder weiter, die nicht lange fragen, sondern lieber mit Bildern sagen, was sie sehen. Ein paar treffliche davon lässt Erika Hössli in ihrem Lexikon zu Wort kommen.

Än Zweitwoonig wett i nit, aber äs Hütü in dä Bäärga wäri scho miinä Traum. Zum Gfell gits eis, waa i äpä chann hä.

Und äs Taggsch hän i gruusig schlööd gchä, naa dem Hütü und schiir Uussicht. - Äs ischt näuä nit kat miinä bescht Tagg gsi. Ich bin uneis gsi mit mier sälber und hän, tenk i, an miinä Haupt- und Näbet-krisä umägchätschet. Diä chommä und gäänt kat prezis, wies nä passt.

Baschtä- ich hän miis liecht, graw Ruckseckli vam Gibel achä und hän agfangä ischtopfä [...]

«Äs Ääli» ist Samuel gewidmet - er hat für die Mutter das Vorwort geschrieben: *Topplet für mich: Es Buech uber d Schpraach vo miir Muetter, und eis uber miini eigä Muetterschpraach.* Und es ist auch den Kindern des Rheinwalds gewidmet, besonders jenen, die bei Erika Hössli zur Schule gegangen sind. Mit ihnen hat sie die Befragungen angestellt, die im Anschluss an die Wörtertexte beschrieben und ausgewertet sind: Antworten der Kinder des Rheinwalds von der 3. bis 9. Klasse in den Schuljahren 2003-2005. «Ich sagte den Kindern ein Wort vor, z.B. *Aarelä*, und sie schrieben die Erklärung, sofern sie sie wussten, in Schriftsprache auf und dazu zu jedem Wort die Information:

1. Ich brauche das Wort noch
2. Ich kenne das Wort sicher
3. Ich vermute, das Wort bedeutet ...
4. Ich weiss es nicht

Nach 217 Wörtern hat die Lehrerin gefragt, 14 590 Antworten konnten sie auswerten: 2 % der Wörter sind noch im Gebrauch, von 4 % kennen die Kinder die Bedeutung sicher, in 84 % der Fälle aber konnten sie keine Antwort geben. Die zugehörigen Listen stellen die gebrauchten, die sicher gewussten, die richtig vermuteten und die nicht erkannten Wörter zusammen: sie bilden die Grundlage für das «Lexikon der sterbenden Wörter».

Am Schluss der Geschichte vom «Ääli», droben im *Hütü in dä Bäärga* ist der Erzählerin, als hätte sie ein Engel *gäalenet* - ihr das *Ääli* gegeben, dem wir ein Buch verdanken, wie es kein zweites gibt.

Ruedi Schwarzenbach

Arnold Peter

Mundart im Stammertal

Dem bekannten Mundartautor Arnold Peter ist ein prächtiger Wurf gelungen: eine «Sammlung alter, oft bereits verschwundener Wörter und Redensarten» in der Mundart der Stammheimer Gegend (Zürcher Weinland). In langer, minutiöser Arbeit hat er dieses Wörterbuch fertiggestellt und dieser ganz speziellen Landschaft ein Denkmal gesetzt. Ob dieser Dialekt nun schaffhauserisch (vom Klang her) oder zürcherisch (vom Gebiet her) sei, kann eine für diesen Fall offene Frage bleiben. Hauptsache sind die vielen Kostbarkeiten im Wortschatz, vergnüglich angereichert durch trafe Beispiele, untermischt mit Anekdoten und kleinen Geschichten zum Thema.

Ein Beispiel aus dem Wörterbuch zeigt das Verfahren: Bränz, m. Schnaps: Gang hol däm Hüeschtele en Bränz, so wörmt s en i däre hundschaalte Stuben ine. Arnold Peter muss sich bei der Schreibung nicht mit den drei e-Werten des übrigen Zürcher Gebiets herumschlagen (See, schwèèr, Wääg), aber, o ausgleichende Gerechtigkeit!, mit den geschlossenen o- und ö-Werten: da wird's entscheidend, ob man dem Dorf bei Gisenhard Ossinge oder Össinge sagt! Besonders ohrenfällig ist natürlich das aa für ei, das aber am Verschwinden ist (e Zaane vol Saapfe...), aber auch Stoff einer vergnüglichen Anekdote (Gäis vò Züri?) bildet.

Dass der Wortschatz in einer lebendigen Sprache sich ändert, ist unvermeidlich, besonders wenn die bezeichneten Sachen verschwinden: dass der Brüechbängel «ein Bengel zum Spannen der Befestigungskette beim Fuhrwerk» ist, wissen wohl nicht mehr viele, und manche sind so klug als wie zuvor, aber andere Wörter bestechen durch ihre Farbigkeit und brauchten nicht abzutreten: brääsele 1. nach

Verbranntem riechen. 2. brenzeln. 3. widerwillig murren: In ere Gmaandsversammlig fanged e par aa brääsele. Si sind mit öppisem nid iiverstande, hòcked aber uf s Muul. Dänn mòttets im Saal. Ein Gnolggi ist ein Dummkopf, karfanglig ist schimmelig oder stockfleckig, lätzgfäderet bedeutet hinterhältig, falsch, ein Nüschel ist ein Schmolmund; solche saftige Wörter finden sich viele!

Das Wörterbuch mit Hunderten von Einträgen wird abgeschlossen mit einer Gegenüberstellung alter und moderner Vornamen, mit längeren Geschichten, welche den ganzen Schwung der Mundart erleben lassen, mit einem Verzeichnis der Unterstammheimer Bauern mit Vieh: um 1935 zählte man 48 Bauern im Dorf mit Vieh im Stall, 2000: keine mehr!

Ein Wörterbuch, das man kaum zur Seite legen kann; wie schön, dass aus privater Initiative solche Werke entstehen können!

Jürg Bleiker

Gäis vò Züri?

Emòl chunt (de Wäpfer) vò Züri zrugg, hòcked in Hirschen ie und verzapft, er häi gsää, wé men an Balòòn füllt, und ufpasst, wé si s Gäis ieglò hégid. «Gäis? Wa söl da si?», fròoget ann. «Hä du Hagels Narr», git de Wäpfer ume, «du waasch dòch göppel, em Gäis saat me bā üüs Gaas!»

Arnold Peter, Mundart im Stammertal. teaterverlag elgg (031 819 42 09), Belp 2008. 89 Seiten, Fr. 15.- ISBN 978-3-909120-18-0

Mundart im Kindergarten

8 THESEN ZUR SPRACHE IM KINDERGARTEN

Im Jahr 2006 beschloss der Zürcher Bildungsrat, auch im Kindergarten sei grundsätzlich Hochdeutsch zu sprechen. Der Verein Schweizerdeutsch nahm dagegen dezidiert Stellung.

1. Wir unterstützen die Forderung, dass in den Schulen vermehrt hochdeutsch gesprochen werden soll.
2. Wir begrüssen die Anweisung, dass die gesprochene Sprache nicht mit den Massstäben, die man an die geschriebene Sprache anlegt, gemessen werden soll. Dazu gehört auch die Aufforderung, im freien mündlichen Gespräch nicht dauernd Regelverstösse zu korrigieren.
3. Unsere Mundart ist ein Kulturgut, sowohl im Alltagsgebrauch wie auch in ihrer Literatur. Die Pflege der Mundart ist daher eine Aufgabe, aus der sich die Schule nicht davonstellen darf. Hochdeutsch und Mundart haben ihren jeweiligen Platz im Unterricht.
4. Schon im Kindergarten ausschliesslich hochdeutsch zu sprechen, ist sicher verfrüht. Der Übergang von der Mundart in die Hochsprache hat sukzessiv zu erfolgen, im Verlauf der ersten beiden Schuljahre, sofern wir erreichen wollen, dass Hochdeutsch zu einer selbstverständlichen Form unserer Muttersprache (und nicht zu einer Fremdsprache) werden soll.
5. Die Mundart ist die Sprache der Wohnstube und die Sprache im Sandkasten. Kindergarten und Schule haben die Kinder dort abzuholen, wo sie stehen. Wenn die Kinder beim Schuleintritt heute zwar besser hochdeutsch verstehen (und sogar sprechen), als das früher der Fall war, so müssen wir uns doch dabei bewusst sein, dass dies für sie eine mediale Sprache und damit vorwiegend eine Sprache der Einwegkommunikation ist.
6. Wenn die Lehrkräfte tatsächlich nicht im Stand sein sollten, zu entscheiden, wann die jeweilige Sprachform angebracht ist, so wäre es ein allzu kurzer Schluss, deswegen einfach die Mundart aus dem Unterricht zu verbannen.
7. Auch fremdsprachige Kinder, die in der Schweiz leben, kommen nicht ohne die Mundart aus. Insbesondere Schulabgänger mit niedrigerem Schulniveau müssen sich in unserer Mundart bewerben können. Mit einer Beschränkung auf Hochdeutsch tun wir diesen einen schlechten Dienst.
8. Nicht dass wir einem Lehrplan allzu grosse Bedeutung zumessen. Dennoch wehren wir uns gegen den simplifizierenden Lösungsansatz. Die Sprachkompetenz der Schülerinnen und Schüler gewinnt vor allem dadurch, dass wir sie vermehrt zum freien Wort kommen lassen, sowohl in der Hochsprache als auch in der Mundart. «Unterrichtssequenzen in Mundart sind möglich, sie sollen aber beschränkt sein auf anspruchsvolle und kommunikativ relevante Gesprächssituationen.» Wir fragen zurück: Gibt es denn im Bereich der Schule auch noch andere als «anspruchsvolle und kommunikativ relevante» Gesprächssituationen?

Die Initiative

Mit gegen 12 000 Unterschriften reichte Kantonsrat Thomas Ziegler im November 2008 seine Initiative «Ja zur Mundart im Kindergarten» ein. Die Initiative verlangt, dass unsere Mundart, die Teil unserer Kultur ist, als dominierende Unterrichtssprache wenigstens im Kindergarten einen Platz im Bildungswesen behält.



BILD: MANUELA MERK

Der Zürcher Lehrplan 2008 als Stein des Anstosses

«Auf der Kindergartenstufe ist die Unterrichtssprache teilweise Mundart und teilweise Hochdeutsch. Die weniger oft verwendete Unterrichtssprache soll jedoch mindestens in einem Drittel der Unterrichtszeit des Kindes durch die Lehrperson gesprochen werden. Der spontane und für die Beteiligten nicht klar begründete Wechsel von Hochdeutsch und Mundart wirkt verunsichernd. Daher soll der Übergang von einer Unterrichtssprache zur anderen klar ersichtlich und verständlich sein. In beiden Unterrichtssprachen finden auch Einzelgespräche und persönlicher Austausch statt, mindestens von Seiten der Lehrperson. Die Kinder sind zu ermutigen, ebenfalls Hochdeutsch zu sprechen. Es ist zu vermeiden, dass Hochdeutsch nur bei bestimmten Themen und in bestimmten Situationen verwendet wird.»

LEHRPLAN
www.bi.zh.ch

INITIATIVE
www.mundart-kindergarten.ch

Für Mundart – nicht gegen Hochdeutsch! Warum wir die Initiative lanciert haben

Von Thomas Ziegler

Nach dem «Pisaschock» hat die Schule reagiert: Es wird viel konsequenter und bereits ab 1. Klasse in der Standardsprache unterrichtet, denn korrektes Hochdeutsch ist wichtig. Der Bildungsrat hat aber auch überreagiert: Nun soll unter Berufung auf § 24 des Volksschulgesetzes neu bereits mit den 4- und 5-Jährigen im Kindergarten während bis zu $\frac{2}{3}$ der Unterrichtszeit ein «schweizerisches Hochdeutsch» gesprochen werden!

Auch wenn – entgegen der eigentlichen Wunschvorstellungen der Pädagogischen Hochschule und der Bildungsdirektion – für die Mundart vorläufig noch mindestens $\frac{1}{3}$ der Unterrichtszeit reserviert bleibt: Eine solche «Lösung» bringt mehr Schaden als Nutzen!

Diese unnatürliche Frühförderung ist nicht altersgerecht. Sie zerstört und erschwert vieles ohne auf die Dauer etwas zu bringen. In der wichtigen Phase des Spracherwerbs, wo Kinder mit vielen neuen Begriffen konfrontiert werden, führt sie zu Verunsicherung, Durcheinander und Überforderung.

Die Sozialisation unserer Jüngsten, die mit vielen Emotionen verbunden ist, soll in unserer Mundart, die auch die Muttersprache unserer Kindergärtnerinnen ist, erfolgen («Wein doch nicht, es schmerzt bald nicht mehr» oder «Muesch nid briegge, es versurret dänn scho»).

Mit dem fast ausschliesslichen Gebrauch von Hochdeutsch in Kindergarten und Schule wird die Pflege unserer Mundart vernachlässigt. Überall dort, wo die Mundarten zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken sind, begann es mit ihrer Verbannung aus Kindergarten und Schule!

Auch Kinder aus fremdsprachigen Familien, die hier aufwachsen und bleiben, wollen und können unsere Mundart erlernen, die ihnen keineswegs fremder ist als das Hochdeutsche, und sich so voll integrieren – die Integration der Secondos, und damit wirkliche Chancengleichheit, geht über die Mundart!

Unsere Initiative will durch die Revision von § 24 des Volksschulgesetzes erreichen, dass im ersten Kindergartenjahr wie bisher der Unterricht und die mit vielen Gefühlen verbundene Sozialisation in der Muttersprache der Mehrheit der Kinder und der Kindergärtnerinnen erfolgen. So kann unsere Mundart gefestigt werden, denn sie muss für alle Bevölkerungsschichten unsere mündliche Beziehungssprache bleiben. Sie ist Teil unserer Kultur und Identität, zu der wir stehen dürfen, und die auch deshalb irgendwo im Bildungswesen einen Platz behalten muss.

Im zweiten Jahr soll dann mit gezielten, kurzen Sequenzen im Umfang von ein bis zwei Halbtagen auf die Standardsprache, unsere Schriftsprache, vorbereitet werden, die während der ganzen eigentlichen Schulzeit intensiv angewendet und geübt werden soll.

Ein Leserbrief

Im Rahmen der Jahresversammlung 2008 des Vereins Schweizerdeutsch fand ein Podiumsgespräch über Mundart und Hochdeutsch im Kindergarten statt. Es regte Christine Altmann-Glaser, Feldmeilen zu einem Leserbrief im «Meilener Anzeiger» an.

In unseren Nachbarländern sind derzeit Bemühungen im Gange, vom Aussterben bedrohte Mundarten wiederzubeleben: Plattdeutsch in Deutschland, Elsässisch, Breton, Okzitan in Frankreich. Wahrscheinlich ist es bereits zu spät, wie in Irland mit dem Gälischen. Und ausgerechnet jetzt soll in der Deutschschweiz, wo die Mundart allgemeine Umgangssprache aller sozialen Schichten geblieben ist, auf dem Verordnungsweg Hochdeutsch an unseren Schulen als Umgangssprache gefördert werden. Im Kanton Zürich soll bereits im Kindergarten zu einem Drittel auf Hochdeutsch unterrichtet werden.

Der Kindergarten bietet die letzte Gelegenheit, die Mundart bewusst zu pflegen und - besonders für die vielen Ausländerkinder- sie nicht nur auf der Gasse, sondern mit Liedern, Spielen, Geschichten und Versen richtig zu erlernen. Sprache ist an Personen gebunden. Unsere Tochter spricht mit mir Berndeutsch, mit dem Vater Glarner Dialekt und mit Zürichern Züritüütsch. Spricht nun aber die Kindergärtnerin einmal Dialekt und dann wieder Hochdeutsch, auch wenn abgetrennte Blöcke vorgesehen sind, besteht die Gefahr, dass ein Sprachmischmasch entsteht; denn Ausländerkinder können Dialekt und Standardsprache so nicht unterscheiden.

Es ist gewiss nichts einzuwenden, wenn die Kindergärtnerin ab und zu, vor allem im zweiten Kindergarten-Jahr, ein Grimm-Märchen oder eine andere passende Geschichte auf Schriftdeutsch vorliest. Dann merken die Kinder aber, dass das nun die Schriftsprache ist und nicht die Umgangssprache. Von der 1. Klasse an, wenn die Mundart gefestigt ist, ist es noch früh genug, Hochdeutsch, die sog. Standardsprache, konsequent als Unterrichtssprache anzuwenden.

In der Deutschschweiz wollen wir doch die Mundart als Umgangssprache bewahren. Die Standardsprache aber soll offizielle Amts- und Schriftsprache bleiben und nur im Kontakt mit Fremdsprachigen auch als Umgangssprache benutzt werden. Integration und Chancengleichheit sind so eher gewährleistet als mit einer undefinierbaren Mischung aus Mundart und Standardsprache.

Monika Muster (Uni Freiburg) schrieb
am 20.03.2008 um 09:11 Uhr

happy birthday!

wünschu dir alles lääba und güäta zu dinum giburtstag, dassd
immär gsund und glücklich bisch und dass alli dinu wünsch in
ärfällig gehnd.
gniäss dinä tag und la di so richtig la firu.
hoffentli bis gli mol wieder!

bisous monnika

«Laien»-Verschriftlichung von Dialekten

Von Christiane Stieger

Christiane Stieger erhält nicht nur per E-mail Geburtstagsglückwünsche, sondern findet solche auch auf den «Pinnwänden» einer studentischen Internetseite: Anregung und Stoff genug für die folgende kleine Untersuchung der Mundartschreibung in dieser Textsorte. Ihr Beitrag liest sich wie ein Wegweiser zum anschließenden Leitfaden für die «Bärndütschi Schrybwys» von Werner Marti.

Lange Zeit war in der Schweiz die Wahl von Dialekt oder Standardsprache hauptsächlich davon abhängig, ob gesprochen oder geschrieben wurde – grundsätzlich konnte man sagen, dass mündlich immer im Dialekt, schriftlich hingegen in der Standardsprache kommuniziert wurde. Dialekt geschrieben wurde allenfalls von wenigen Schriftstellern im Rahmen der Mundartliteratur. Erst seit dem Aufkommen der neuen Medien schreiben plötzlich auch scharenweise «Laien» alltägliche, informelle Nachrichten wie z.B. SMS oder E-Mails in Dialekt. Auf die an sich distanziertere schriftliche Kommunikation werden dadurch Züge der mündlichen Kommunikation übertragen: Spontaneität, Vertrautheit und emotionale Nähe. Solche «Laien»-Verschriftlichung von Dialekten habe ich anhand einiger Geburtstagsglückwünsche auf Mitglieder-Pinnwänden von «studiVZ», einer In-

ternetseite zur Kontakthaltung mit Freunden und Bekannten, näher untersucht.

Im Gegensatz zur Standardsprache fehlt es den schweizerdeutschen Dialekten an einer öffentlich normierten Schrift; dies hat zur Konsequenz, dass sich die SchreiberInnen einerseits zwar alle an der Orthographie der Standardsprache orientieren, andererseits resultiert daraus aber auch eine grosse Schreibvarianz. Denn auch wenn unterschiedliche Schriftbilder in erster Linie auf die unterschiedliche Lautung der Dialekte selbst zurückzuführen sind, rühren sie auch daher, dass die DialektschreiberInnen trotz der stets zugrunde liegenden Standardorthographie die Wahl zwischen zwei Prinzipien haben, an die sie sich bei der Verschriftlichung ihres Dialekts halten können: eine standardnahe oder eine lautnahe Schreibung. Bei Ersterer setzen die Schreibenden zwar eindeutige Dialektsignale (Huus statt Haus), orientieren sich ansonsten jedoch vor allem am gewohnten, standardisierten Schriftbild (viel statt vill); dies hat den Vorteil, dass sowohl das Schreiben als auch das Lesen relativ einfach bleiben. Im Gegensatz dazu erlaubt die lautnahe Schreibung zwar, die Lautung eines Dialekts originalgetreuer wiederzugeben (widr statt wieder), ist jedoch für den Schreiber und Leser mit einem Mehraufwand an Interpretationsleistung verbunden.

In den untersuchten Einträgen spiegeln sich sowohl die Umsetzung der einen als auch der anderen Strategie wider.

Lautgetreu kennzeichnen alle SchreiberInnen die typisch schweizerdeutsche Aussprache in Wörtern wie *Gruess*, *guet* oder *lieb* durch ein eingeschobenes ⟨e⟩ oder ⟨ä⟩ (*Gruäss*, *guät*, *liäb*), wodurch die Schreibweise fast immer vom Standard abweicht. ⟨ie⟩ entspricht zwar der Standardorthographie (*lieb*, *gratuliere*, *irgendwie*), in einem anderweitig dialektal gekennzeichneten Text werden dialektkompetente Leser das e jedoch richtig als «eigenständigen» Buchstaben zu interpretieren wissen. Die SchreiberInnen bleiben allerdings in den meisten Fällen auch dann bei der gewohnten ⟨ie⟩-Schreibung, wenn auch im Dialekt das e nicht gesprochen wird (*viel*, *schwierig*, *sie*).

Ebenso behalten die SchreiberInnen selbst in ansonsten sehr lautorientierter Schreibweise das – in diesem Falle eigentlich unnötige – standardorthographische h zur Längung bei (*Läbensjohr*, *ufstoh*, *gseh*, *verwähnu*). Manchmal wird dieses sogar zur Verdeutlichung von dialektaler Länge verwendet (*loh*, *spoht*). Beliebter für die Wiedergabe schweizerdeutscher Langvokale oder die besondere Betonung ist allerdings die Doppelung dieser Vokale (*Ziit*, *fiire*, *gaaanz*, *huhuuu*), die sich wiederum eher am lautorientierten Prinzip orientiert.

Bei den schweizerdeutschen Wortendungen auf -e (worunter auch die Wörter fallen, die in der Standardsprache auf -en enden) behalten die Schreibenden zwar grösstenteils die ⟨e⟩-Schreibung der Standardsprache bei (*wünsche*, *Charte*, *Chueche*, *Härze*, *bsueche*, *liebe*); manche greifen hierbei aber auch zu ⟨ä⟩ oder ⟨a⟩ (*liäbä*, *schönä*, *Morgä* bzw. *liäba*,

güätä, *Wucha*), was den Versuch zeigt, sich mehr an der Lautung des Wortes zu orientieren.

/st/ und /sp/ werden in der Standardsprache je nach Wortkontext, im Schweizerdeutschen jedoch immer als [scht] bzw. [schp] gesprochen. Oft übernehmen die SchreiberInnen die gewohnte Schreibweise; v.a. bei Wörtern, die Standarddeutsch [st] bzw. [sp] gesprochen werden, halten sie sich jedoch auch gerne an das lautnahe Prinzip (*beschte*, *geschter*, *spetischstens*).

Interessant ist zudem das sehr lautlich orientierte Zusammenschreiben von Wörtern, die in der geschriebenen Standardsprache klar voneinander getrennt, in der dialektalen Aussprache aber zusammengezogen sind. Besonders häufig kommt dies bei Pronomen (*isches*, *gratulierder*, *hani*) und Artikeln (*mitem*, *fürd*, *ächli*, *zumene*) vor.

Die Schreibung von fremdsprachlichen Ausdrücken und Eigennamen wird in den meisten Fällen jedoch nicht adaptiert, sondern originalgetreu übernommen.

Auch wenn diese Untersuchung zu klein ist, um Repräsentativität beanspruchen zu können, so wird doch deutlich, dass sich «Laien»-Schreiber nicht um festgelegte Schreibregeln, wie sie Marti oder Dieth aufstellen, kümmern; ohne Kenntnis derselben halten sie sich rein intuitiv mal an das eine, mal an das andere Prinzip, wechseln hin und her oder mischen sie, manchmal sogar innerhalb eines Wortes – wichtig scheinen lediglich Dialektsignale und Lesbarkeit. ■

av. Im letztjährigen Doppelheft 2/3 von ›Mundart‹ hat Viktor Schobinger ausführliche und grundsätzliche Überlegungen zur Schreibung der Mundart angestellt. Er hat uns mit Zitaten von älteren und neueren Autoren verschiedenartige Lösungen des Problems gezeigt.

Im folgenden Beitrag stellt nun der Schriftsteller und Dialektologe Dr. Werner Marti die von ihm in feste Regeln gefasste Schreibweise vor, die vor allem bei Berner Autoren verbreitet ist. Wir sind uns ja gewohnt, schriftdeutsch zu lesen, und deshalb will er mit seiner Schreibweise der schriftdeutschen Schreibung angenähert bleiben. Gleichzeitig wird damit eine Tradition bewahrt, die bis auf Gotthelf zurückreicht.

Über Orthographie ließe sich trefflich streiten. Wir meinen aber, es sei gescheiter, das ortho wegzulassen und einfach von der Schreibung zu reden – um nicht noch bei der Orthodoxie zu landen... Eigentlich geht es um den Gegensatz Tradition versus Lauttreue, mit andern Worten um Gewohnheit versus Logik (1 Buchstabe = 1 Lautwert).

Beide Seiten haben etwas für sich. Ob [chääs] oder [chès] aufgetragen wird, weiß ich selber, solange ich in meiner Region zu Tisch sitze. Wenn ich aber den Kreis der engeren Heimat verlasse, möchte ich aus einem literarischen Text das lautliche Kolorit ablesen können.

Bärndütschi Schrybwys

Kurze Anleitung zum Aufschreiben in schweizerdeutscher, besonders bernischer Mundart

Von Werner Marti

Die folgende Anleitung versucht zur besseren Lesbarkeit das gewohnte Schriftbild der Standardsprache mit einer lautlich gemässen Wiedergabe der Mundart zu verbinden, wobei die Hinweise ebenfalls Elemente der Dieth'schen Dialäktschrift (1938) einbauen. So können auch die Leser, die nur gelegentlich mundartlichen Texten begegnen, und besonders solche französischer Zunge oder Mundartfreunde aus andern Mundart-Regionen die Texte flüssig lesen und deshalb besser verstehen.

Wenn die hochdeutsche Schreibung mit der mundartlichen Lautung übereinstimmt, dient sie als Grundlage, andernfalls versucht unsere **Bärndütschi Schrybwys** mit den Buchstaben, die als Zeichen für deutsche Laute stehen, eine eigene Lösung zu finden.

Diese Kurzanleitung [Seiten 18–20] umfasst die häufigsten Fälle. Für weitere Details und vor allem für die Begründungen: Marti, Werner: Bärndütschi Schrybwys, früher Francke, jetzt Cosmos 1985, heute leider vergriffen.

Länge der Vokale

Wie im Hochdeutschen

1. Durch das Dehnungs-h, soweit es diese Funktion noch besitzt

Lehrer, meh, **ihn** (im Gegensatz zur Präposition **in**), **ihm** (im Gegensatz zur Präposition **im**), Bahnhof, Uhr, gah/goh (aber nicht in der sogenannten Reduplikation **mir gah/göh ga/go louffe**), mir näh, hei gno(h))

2. Wenn aber keine Dehnung vorliegt, wird das h weggelassen, was besonders bei den «fallenden» Zwielaute zutrifft

Huen, Hüener, Chue, Chüe, zie, Chüel-schrank

3. Durch Übernahme der schriftdeutschen Schreibung von Stammlauten, sofern es sich um das gleiche Wort handelt

Glas, Brot, schön, Zug, **uralt**
Auch in zusammengesetzten Wörtern: Fahrplan, Schneespur

Besondere Lösungen

Eine Doppelschreibung der Vokale ist nötig

1. beim mundartlichen Sondergut

Troole (Ackerwalze), e Chlööni, nüüt

2. wenn sich die Lautung von derjenigen des Schriftdeutschen deutlich unterscheidet

Meist entspricht dem schriftdeutschen **au** ein berndeutsches **uu**: Huus (aber Husdach, da hier das **u** kurz ist), dem schriftdeutschen **eu/äu** entspricht ein berndeutsches **üü**: Stüüre, Füür, Büüri, Essigsüüri.

3. für Gebiete mit Monophthongierung

ei = ii/ ee Liitere/Leetere
ou = uu/oo Buum/Boom, Suum/Soom
öi = üü/öö Büüm/Bööm

Das im Schriftdeutschen zur Dehnung gebrauchte **ie** wird **nur geschrieben, wenn es wirklich den fallenden Zwielaute **ie** bezeichnet**

die u kei angeri
i bi **stier**
dä Chare **chieret**

Nicht aber in Wörtern, die nur ein kurzes oder langes offenes **i** enthalten

di längi Reis
si hei nid wölle cho
das isch **wider** e Sach
diser u einer
dä Maa het **viil** uf syr Frou
do steit **viil** ufem **Spiil**

Geschlossene und offene Vokale	<p>Wir unterscheiden Selbstlaute mit einer Klangfarbe wie «a», «e» und «o» von solchen mit einer offenen und einer geschlossenen Qualität wie «u», «ü», «i». Bei der zweiten Gruppe kommt «i» am häufigsten vor. Gemäss dem traditionellen Schrifttum wird <i>y</i> für den geschlossenen, <i>i</i> dagegen für den offenen Lautwert geschrieben, um wenigstens hier Missverständnisse zu vermeiden. Das von Dieth vorgeschlagene Grave für die offene Lautung eignet sich für das Berndeutsch weniger, da die offenen Qualitäten stark überwiegen.</p>	<p>e Bys (Bissen), es Biis (Gebiss) Rys (Reis), es Riis (es Chegel Riis) wie das ja auch in den Orts- und Familiennamen geschieht: Lyss, Wyss, dabei wird auf die Doppelschreibung aus Gründen der Lesbarkeit verzichtet</p> <p>Einige Gegenüberstellungen: sys Ching, myner Lüt, chlys Gält, e wyte Wäg, si sy do/da gsi/gsy, dä glycht emu o sym Vatter Biren u Öpfu, ihrere Vieri, e Schwiir yschla/schlo</p>
	<p>Offene und geschlossene «u» und «ü» werden normalerweise nicht unterschieden, doch kann unter die geschlossenen «u» und «ü» ein Punkt gesetzt werden.</p>	
	<p>Das in bestimmten Stellungen zu «u» gewordene «l» wird als «l» geschrieben und fakultativ ebenfalls mit einem unteretzten Punkt bezeichnet. Für den PC als unterstrichenes «l»</p>	<p>Wald/Wald, chalt/chalt, Balle/Balle, Tal/ Tal, Gfeel/Gfeel</p>
	<p>Dagegen werden auslautende «el» als «u» geschrieben, sofern der Schreiber das l vokalisiert, also als «u» ausspricht. Der Leser wird das als entsprechenden Hinweis auch für die übrigen l = u deuten.</p>	<p>Handu, Güggu, Fisu</p>
	<p>Der Zwiellaut «öi» wird immer als «öi» geschrieben, welche Herkunft er auch sei.</p>	
Längen bzw. Verstärkungen von Mitlauten	<p>Die Verdopplungen (Geminaten) oder die Verstärkungen können nicht ohne wesentliche Beeinträchtigung des Schriftbildes geschrieben werden.</p>	<p>ghulffe, wärfte i bi ggange, i ha bbrocht/bbracht schlooffe Aber: gchouft, hilft, schlooft</p>
Sonderprobleme	<p>1. st und sp im Wortanlaut, auch innerhalb von Ableitungen und Zusammensetzungen, werden wie im Schriftdeutschen geschrieben, da sie ja auch dort als «scht» oder «schp» ausgesprochen werden. Aber innerhalb des einfachen Worts schreiben wir der Lautung entsprechend <i>scht</i>, <i>schp</i>, da die Aussprache zwischen Mundart und Schriftdeutsch verschieden ist.</p> <p>2. Das Bindungs-n wird an das Vorderwort angeschlossen, sofern dieses auf Vokal ausgeht und das Folgewort mit Vokal beginnt</p> <p>Spezialfälle hingegen, wo das Bindungs-n in Analogie auftritt, schreibe man sinngemäss</p>	<p>stelle, bstellt, sprütze, aagsprützt</p> <p>geschter, Wäschpi</p> <p>han i, bin i, won i, Blumen im Garte</p> <p>für nes Ching, uf nes Buech</p>

<p>3. Verben mit dem Zusatz-aa</p>	<p>aaluege, aabiete ds Hanni chunt hinecht aa</p>
<p>4. Dihr, persönliches Fürwort der 2. Person Mehrzahl im Werfall, wird mit «h» geschrieben, im Gegensatz zu dir (2. Person Dativ)</p>	<p>dihr syt si schänke dir es nöis Velo In abgeschwächter Lautung schreiben wir heit dihr als heit'er, fahret'er, syt'er, weit'er</p>
<p>5. Der männliche unbestimmte Artikel «der» wird als der und nicht als dr geschrieben, sonst müsste man auch die Vorsilbe ver- als vr- schreiben</p>	<p>der Vatter hesch der Verletzt gseh?</p>
<p>6. Wer «ng» und nicht «nd» spricht, schreibt auch so</p>	<p>es Ching gang hingere</p>
<p>7. Im Gegensatz zur neuen deutschen Rechtschreibung trennen wir das verkürzte ,es' mit einem Apostroph ab</p>	<p>Wi hei mer's. Bei Satzbeginn: 's het is niemer gseh.</p>
<p>8. Sonst wird der Apostroph vermieden</p>	<p>d Lüt, d Schweschter, i d Matten use</p>
<p>9. Das Problem der zusammengewachsenen Präpositionen mit bestimmtem oder unbestimmtem Artikel ist schwierig zu lösen. Unser Vorschlag: Wie im Schriftdeutschen den bestimmten Artikel anhängen</p> <p>Bei der Verbindung von Präposition mit unbestimmtem Artikel trennen wir</p> <p>Besonders schwierig zu lösen ist die Verbindung von Präposition mit dem unbestimmten Artikel, wenn Lautumsprung vorliegt</p>	<p>vom, bim, im, ufe Boum, hingere Hag, nachim/nam/nom (Ausnahme: mit em), ufs Dach (neben uf ds Dach)</p> <p>für ne guete Zwäck, dür ne grosse Huuffe</p> <p>an einem; da schreiben wir zusammen, da sonst eine schwer lesbare Wortfolge entsteht, also nicht am ene, sondern amene, bimene, vomene, zumene...</p>
<p>10. Einsilbige Verben. Wo im Schriftdeutschen ein 'h' vorliegt, schreiben wir es ebenfalls</p> <p>Wegen starker Abschwächung schreiben wir lieber: er chunt anstatt er chunnt</p>	<p>stah/stoh, i gah/goh, mir näh/hei gnoh oder gno. Dagegen: la/lo, fa/fo, i bi cho</p>

Fred Kurer

St. Gallen & andere Liebschaften

Der nunmehr achte Gedichtband von Fred Kurer (geb. 1936) enthält hochdeutsche und mundartliche Gedichte (unserer Diglossie gemäss) und viele weisse Stellen (den Gedichten überhaupt gemäss); diese gewähren die Zeiträume, in denen die konzentrierten Gedanken sich ausbreiten können, mit ihrer Ironie, Pffiffigkeit, ihren tiefgründigen Fragen, mit Herzlichkeit und Ratlosigkeit, mit plötzlichen Umschlägen in der Stimmung und überraschenden, auch befreienden Pointen. Der Leser, der sich diese Zeit schenkt, erlebt mitberührende, mitspürende Gedankengänge; auch wenn manche Texte bestimmten Personen zugeeignet sind, fühlt man sich in deren Kreis aufgenommen. Die weiten Kenntnisse des Autors (Dr. phil.I, Journalist, Theaterleiter, Lehrer – als einige Felder seiner Tätigkeiten) erdrücken die Gedanken keineswegs; immer ist der Zugang unmittelbar offen. Besonders Spass machen auch die Anleitungen für angehende Lyriker und die Einblicke in die Schreibwerkstatt, die im Teil «dröber schriibe n i Sangaller mundaart» geboten werden. Ein dünnes Büchlein (bei den geltenden Posttaxen übrigens ein wahrhaft gewichtiges Argument), das aber beim Lesen aufgeht wie ein prächtiges Brot!

Jürg Bleiker

haiku

wa mi fertig macht
a somene haiku isch
chum isch es fertig

scho fangsch wider aa
sibezä silbe zele
drom schriib i kais me

schriibe n isch en ewige chrampf

de irrsinnig pöntschi wo n i gschpüürt ha
am aafang fo demm gedicht
isch scho fefloge n am
end fo de fierte zile

und wenn i daa gedicht glich wöör
fertig mache
mööst i sofort wider en anders schriibe
fill e bessers
will da da doo wert nünt

Fred Kurer, St.Gallen & andere Liebschaften.

fund-orte 31. 72 S. Fr. 28.–

ISBN 978-3-85830-148-2.

Erhältlich in Buchhandlungen oder im orte-Verlag AG,
Tel. 071 888 15 56, 9413 Oberegg.

DAS KREUZWORTRÄTSEL

Lösungswort:

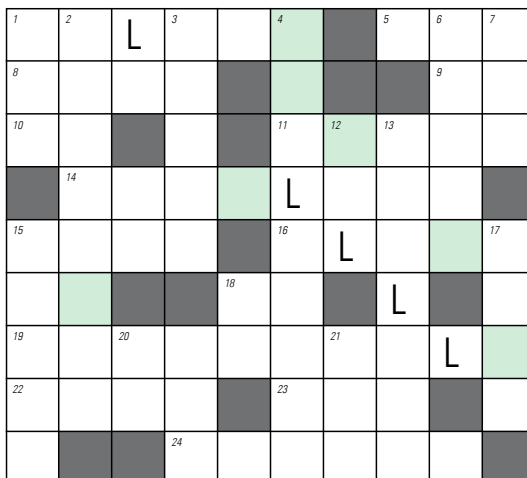
--	--	--	--	--	--	--	--

waagrecht

- 1 Aufenthaltsbereich, wo wir leicht vergessen, dass wir, fast überall, Ausländer sind
- 5 der von Einsiedeln heisst Martin Werlen
- 8 trägt die Sünd der Welt
- 9 Fließgewässer (altes keltisches Wort)
- 10 Ort (Abk.), wo sich die Menschen rüdig gut befinden
- 11 «never say never», aber die Bernerinnen sagen im gegenteiligen Fall auch nicht «immer»
- 14 Schulfach, in dem englisch sprechende Kinder mühsam recht schreiben lernen: dafür können sie dann so schnell buchstabieren wie wir reden
- 15 Romanfigur, engster Freund von Tom Sawyer
- 16 Nabelpunkt der Schweiz und Treffpunkt des Vereins Schweizerdeutsch am 26. September dieses Jahres
- 18 das Pronomen konnte früher auch eine Frau bezeichnen
- 19 Medium (Zwüschet-ine), durch das die berühmten antiken Liebenden, die Nachbarkinder Pyramus und Thisbe, miteinander kommunizierten
- 22 in der Wüste Ausgespartes
- 23 Titelfigur eines Platon-Dialogs
- 24 wo wir alle enden (Mz.)

senkrecht

- 1 Hauptfigur (schon zu Beginn nur noch bestehend aus drei dünnen Strichen) in Dürrenmatts berühmtem Drama
- 2 reizende Figur bei Homer, die von einer bestimmten Sache den Blick nicht wegwendet
- 3 lebensspendende Wesen, Milch und Märchen schenkend
- 4 Fachbegriff für das spannende und spannungsvolle sprachliche Nebeneinander zweier Sprachformen in der deutschen Schweiz
- 6 um die Existenz der Mundart braucht uns nicht ... zu sein, höchstens um ihre Eigenständigkeit
- 7 sonnenumflutete Zeit
- 12 weh tun auf englisch
- 13 nicht über den Bach, sondern dem Ufer ...
- 15 bereits wieder verblasstes Modewort zur Bezeichnung von Grossartigem, Aussergewöhnlichem
- 17 Barockstadt in Sizilien, erbaut auf der «grünen Wiese» im frühen 18. Jahrhundert
- 18 einst ein verbreitetes schweizerisches Presseorgan namens «Sie und ...»
- 20 unübersehbarer Staat (Abk.)
- 21 Pronomen, kommt mir spanisch vor



Der Leser D.L. aus Niederhasli stellt dem Briefkasten die folgende Frage: Wir haben früher im Chratz gewohnt, und damit hängt mein erstes etymologisches Erlebnis zusammen. Ich war elf, als mir ein Onkel sagte, die Ortsbezeichnung Chratz gebe es auch anderswo, und dabei handle es sich um Gassen, die so eng seien, dass man sich seitlich kratze. Ich hatte vorher nie darüber nachgedacht, dass Wörter eine Herkunft haben. Nun möchte ich aber wissen, was «Chratz» tatsächlich heißt, denn unser Chratz war weder eng noch eine Gasse. Ja, was bedeutet Chratz?

Das Wort ist ein Musterbeispiel dafür, dass – nicht nur im Schweizerdeutschen! – zwei völlig gleich lautende Wörter mit gänzlich unterschiedlicher Herkunft und Bedeutung nebeneinander existieren können. Im Zürichdeutschen hat Chratz zum einen die Bedeutung von Kratzer (Synonym Chräbel), es hängt ganz augenscheinlich unmittelbar mit dem Verb chratze zusammen. Daneben aber gibt es ein zweites Wort Chratz, das mit dem ersteren rein nichts zu tun hat; es bedeutet – wie in der Frage richtig festgehalten – «enger Raum», primär mit Beziehung zu den Gegebenheiten in Haus oder Stall, insbesondere als Bezeichnung der Nische zwischen dem herkömmlichen Stubenofen und der Wand. Hat unser Chratz Nummer 2 schon nichts mit der Wortsippe «kratzen» zu schaffen, so ist doch seine Verwandtschaft zum fast gleichbedeutenden Wort Chrutz umso augenfälliger. Unter Chrutz versteht man im Schweizerdeutschen ein enges, altes, baufälliges Häuschen oder einen engen Raum überhaupt. Wo wir also (ganz besonders im Kanton Zürich) den Geländennamen Chratz antreffen, können wir mit Sicherheit daraus schließen, dass an dieser Stelle einst für Mensch und Tier Wohn- und Raumverhältnisse herrschten, die man schon damals, in der guten alten Zeit, wo das Wort Komfort noch nicht in aller Munde war, keineswegs als schätzens- und rühmend wert bezeichnen mochte.

Alfred Egli

SONNTAGSBlick, 28. März 2009, Walter Hauser

Dialekt sorgt bei Radio und TV für Zoff

Walliser kaltgestellt

Zu viel Dialekt bei Radio DRS 1? Den Walliser Moderatoren wird das Mikrofon abgestellt. Ihre Fernsehkollegen finden das skandalös.

Christine Gertschen (48) ist eine der erfahrensten Moderatorinnen beim Radio DRS 1: Seit rund 15 Jahren moderiert sie diverse Sendungen. Doch vorletzten Woche erfuhr sie von Programmchef Christoph Gebel (50), dass sie die Freitagnachmittagssendung «Wunschkonzert für die Kranken» abgeben muss. Grund der harschen Massnahme: Gertschens Dialekt. Statt etwa «Huu» sagt sie auf gut Walliserdeutsch «Hischi». In den Ohren ihrer Ostschweizer Zuhörer klingt das fremdländisch. Es habe viele Reklamationen von Hörerinnen und Hörern gegeben, die sich über die schlechte Verständlichkeit des Walliser Dialekts beklagten.

Der Dialektstreit hat inzwischen auch Patrick Rohr und Rainer Maria Salzgeber auf den Plan gerufen. Sie bezeichnen die Vorwürfe gegen die Walliser als nicht nachvollziehbar und wehren sich für ihre Radiokollegen. Zum einen gebe es relativ wenige Walliser Radio- und Fernsehleute, sie fielen durch ihre urige Sprache einfach besonders auf. Zum anderen sei der Dialekt ein Indikator für die kulturelle Vielfalt unseres Landes.

Auch beim Fernsehen SF galt der Walliser Dialekt eine Zeit lang als Reizthema, doch Publikumsumfragen führten zu einem überraschenden Ergebnis: Das «Wallisertitsch» ist eine der beliebtesten Sprachfärbungen der Schweiz, denn der Rhonekanton wird mit Ferien, Fondue und Weisswein in Verbindung gebracht. Andreas Notter, Leiter Kommunikation von Radio DRS, weist den Vorwurf der Schikanierung von Walliser Moderatoren zurück. Die Programmleitung wolle sie keineswegs zurückbinden. Notter: «Wir wollen jedoch eine optimale Durchmischung der schweizerischen Dialekte sicherstellen.»

grüezi, grüessech

das sind möglicherweise die ersten worte, die jene zu hören bekommen, die über den rhein zu uns kommen, und bald sagen sie selber *grüzzì*. eine verkürzung des satzes «gott grüß' euch» (möge euch grüßen) *grüesse ii* oder *grüesse ech*. ich bedaure, dass mir die form *grüesse di* weil antiquiert nicht mehr über die lippen geht. und auch *grüezi* könnte nächstens vom allerweltshallo verdrängt sein.

noch gar nicht lange her ist es, dass im dorf jede person begrüßt wurde, nicht nur die einem persönlich bekannten. heute kommt es vor – zu meinem größten befremden – dass da jemand auf der straße an mir vorübergeht, ohne mich anzuschauen, ohne seinen mund aufzutun, ohne mich zur kenntnis zu nehmen. muss araldit gefressen haben, denke ich. kein wunder, dass sich die gesellschaft nach und nach zu einem konglomerat von entfremdeten anonymen entwickelt, *wie z züri am central*. wir kennen das: wenn du einen abstrafen willst, behandelst du ihn als luft.

was heißt aber «grüßen», fragte ich mich. begrüßet seist du, holdselige, spricht der engel zur jungen frau, und auch den namen sagt er ihr: ave maria. ich konsultierte das etymologische lexikon. zu meinem erstaunen nichts von segnen, von gnade verleihen oder von freundlich gesinnt sein: grüßen < ahd. *gruozen* < westgermanisch **grotjan* bedeutet ungefähr «jemanden zum reden bringen» (was seinerseits bereits eine abschwächung sein dürfte von «jemanden schreien machen»). indem ich also eine person grüße, gebe ich ihr gelegenheit, sich zu äußern, ihre stimme zu erheben und so ihr befinden kundzutun. ich beziehe sie in meine welt ein, ich nehme sie wahr. *grüezi, du bisch öpper. toon aagèè!*

edgar euel



Au z *Mäile* gits e chliini Grüezi-Gschicht. Bi öis hät me fèèrn vier «Grüeziwäg» iigrichtet, i jedere Wacht äine. Und wèr deet dure lauft, säit Grüezi. Ämel die, wo z *Mäile* dihäm sind. Für die, wo *in Meilen* woned, hät mer a der Chirchgass die Wörter-Tötz ufgestellt. Vilicht hett me doch na gschiider öpper gfröoget, wo z *Mäile* dihäm isch, we s z *Mäile* häisst. Aber gschäch nüüt schlimmers – *Grüezi* gilt äinewäg.

rs.

LIEBE LESERINNEN UND LESER

Ist Ihnen auch eine «Grüezi»-Geschichte in den Sinn gekommen? Oder ein Frage für den Briefkasten? Möchten Sie ein grundlegenderes Thema aufgreifen? Uns Ihre Meinung zu diesem ersten Heft oder einem seiner Beiträge sagen? Möchten Sie auf Veranstaltungen hinweisen oder ein Buch herausgreifen und besprechen? Haben Sie eben in der Zeitung eine Meldung oder eine Geschichte für uns entdeckt?

Das nächste Heft erscheint im August, das dritte im Dezember – wir freuen uns über Ihre Beiträge. Die Adresse finden Sie nebenan auf der Umschlagseite.

rs.

IMPRESSUM

SCHWEIZERDEUTSCH

Zeitschrift für Sprache
in der deutschen Schweiz

Herausgegeben vom Verein Schweizerdeutsch
Postfach 111, 8460 Marthalen

SCHWEIZERDEUTSCH setzt die Zeitschrift «Mundart»
Forum des Vereins Schweizerdeutsch» fort

Redaktionskommission:

Helen Christen (hc.)
Beat Dittli (bd.)
Stephan Frech (fr.)
Alfred Vogel (av.)
Ruedi Schwarzenbach (rs.)

Redaktion:

SchweizerDeutsch, Ruedi Schwarzenbach,
Seestrasse 610, 8706 Meilen
Telefon 044 923 09 39
Email: ruedi.schwarzenbach@swissonline.ch

Erscheint dreimal jährlich
Einzelheft 9 Franken
Jahresabonnement 27 Franken
Postkonto 80-11147-6

Vertrieb, Abonnemente, Probehefte:

Susanne Rufener
Hertigässli 49, 3800 Matten
Telefon 033 822 46 49

Anzeigen: auf Anfrage bei der Redaktion
Layoutkonzept: Guido Widmer, Zürich
Druck: Druckerei W. Haderer, Unterengstringen

Vereinsadressen

Verein Schweizerdeutsch - Vorstand
Präsident: Alfred Vogel
Postfach 111, 8460 Marthalen

Bärndütsch-Verein
Präsident: Walter Gfeller
Belzerngässli 1, 3360 Herzogenbuchsee

Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zürich
Präsidentin: Dr. Gabriele Bruckmann
Beckenhofstrasse 43, 8006 Zürich

Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zugerland
Präsident: Dr. Beat Dittli
Fuchsloch 10, 6317 Oberwil bei Zug

VERANSTALTUNGEN

Zürich, ab anfangs Mai 2009, Donnerstag, 19–20.30

ZÜRICHDEUTSCHKURS

Nelly Agazzi-Glättli, 044 912 25 24
Gabriele Bruckmann, 044 363 43 94
www.spraach.ch

Interlaken, 13. Juni 2009, Restaurant «Schuh»

LISA KRISCHEL-BROG, «Us em Haslital»

Lesung

Zürich, 29. August 2009

HERBSTAUSFLUG

Verein Schweizerdeutsch, Gruppe Zürich

Bern, 2. September 2009, Allresto, Effingerstrasse 20

HOCHDEUTSCH IM SCHULALLTAG

Vortrag von Esther Hofer, mit Diskussion

Zürich, 7. - 9. September 2009

DYNAMIK DES DIALEKTS - WANDEL UND VARIATION

Internationaler Kongress für Dialektologie des Deutschen
Universität, Deutsches Seminar
www.ds.uzh.ch

Zürich, ab 7. September 2009, Lichthof Universität

100 JAHRE PHONOGRAMMARCHIV UNIVERSITÄT ZÜRICH

Ausstellung

Olten, 26. September 2009

JAHRESVERSAMMLUNG VSD

Matinée, Mittagessen, Mitgliederversammlung

IN DER NÄCHSTEN NUMMER

Käthle, MusicStar
Neue Ortsnamenbücher
«CH-Deutsch» und «D-Deutsch»
100 Jahre dialektologische Tonaufnahmen